

[Nachdruck verboten.]

Der liebe Gott zieht durch den Wald.\*

Von P. K. Mosegger.

„Der liebe Gott geht durch den Wald!“ — so singt ein altes Lied, aber eine alte Erfahrung zeigt, daß er im Walde nicht Jedem begegnet. Die Heide und Hirsche vielleicht sehen ihn, fürchten ihn aber nicht — er geht ohne Rücksicht...

„Ein — des Bergers — Haus steht tief im Walde; Alles um dasselbe steht in wilden Büschen und hohen Stämmen himmelwärts, und auf den Wipfeln klingt die Luft — nur das Haus kriecht auf dem Sande, und seine Kammern sind düster.“

Seinem Vater ist's nicht viel besser ergangen. Der ist Waldbühler gewesen, aber von dem hochgelobten Walde war nur das Bitterkeim sein eigen — das Barch (Harz). Doch ließ sich's doch leben: die Becher, wohlgeruch, die ledigen, pfeifen beim Baumabschaben hellere Liebchen, und die Zerpeliner haben mitunter so schlecht nicht gezählt. Das Handwerk ernährt seinen Mann — aber nur den Mann, nicht etwa auch noch Frau und Kinder.

„Bei Euch in der Waldbütte sollte der Eßbrot sein,“ sagte einst ein fremder Jäger zum Becher-Lenz.

„Was ist denn das für ein Ding?“ fragte der Lenz; „ist's was zum Essen oder zum Ankleiden?“

Als sich der Fremde näher erklärte, wurde der Lenz fast ausgebrochen. Sein ganzes Glauben, Leben und Hoffen geht auf Weib und Kind. Er selber ist so viel als Bettelmann: Wenn er im Walde ein gültiges Weib auf seinen Hut steckt — es ist fremdes Gut. Die Hütte, in der er wohnt, steht auf dem Boden des Herrn Gallheim. Nur Weib und Kind sind sein eigen. Gallheim ist ein stinzer Jäger und frühlicher Lebemann, und ein stinzer Schmerz mit der drollen, biederer Pecherin — warum nicht? Anderer Meinung ist der Lenz; der hat dem Gutsherrn darüber etwas Großes gesagt. Großlein ist sich nichts für einen armen Teufel; der muß allemal Aßwurzel tun, wenn er mit dem „gnädigen Herrn“ spricht.

„Nun, der Lenz hat eben gesagt, wie er gekonnt hat — wie ich auch thate, an großer Stelle — und so ist ihm eines Tages ein großer Barch ins Haus gekommen. Der Lenz kann nicht leben, aber sein Weib hat die unelstige Kunst gelernt; er knittert mit Wäpfe das seine Zeug aus-einander; das Blatt bleibt liegen an seinen barzigen Fingern: „Alle, geh', schau, was da drauf steht.“

„Da drauf stand Solches.“ An Vorenz Habdröcker im Kesselwald. Derselben diene zur Kenntniß, daß von nun ab forstwirtschaftlicher Rücksichten wegen das Beschlahen nicht mehr gestattet ist. Davon handelnde verfallen der Strafe des Gefängnis.

Der Oberförster, im Auftrage des Herrn von Gallheim, Gutsbesitzers. „So hatte das junge Weib gelesen.“

„Nun?“ fragte der Lenz, „sonst nichts mehr? Der paar Worre wegen das sündhaft viele Papier?“

Er steckt die Hände in die Hosentaschen, ging in den Wald und brummte. „Nicht mehr gestattet; forstwirtschaftlicher Rücksichten wegen, oder wie das Zeug heißt! Nun ja, die Sach' muß einen Namen haben! Alford hat' ich nicht gegeben auf den Stamm; dieser schöne Wald, wie er heute dastet, unter der Pechschabe ist er aufgewachsen. Und jetzt auf einmal ist's ein Verderben. Satra, was heb' ich jetzt an!“

„Lernt hat er nichts. Wurzeln- und Kräutergraben ist noch das Einzige; aber wenn er des Abends heimkriecht von seinen gefährlichen Gängen und Klettereien in den Felswänden, ist er trotzig und launisch, und unruhig sieht er sein Kind, das herjige Magdale, von sich, wenn es, wie sonst, zu ihm herantommt und in lächer Kindlichkeit fragt, was das Reich made drangen im Walde.“

Das Reich drängen im Walde? Das bringt den Lenz auf neue Gedanken. Und eines Tages nimmt er den alten Kugelhaken aus dem modernen Schranke hervor, schleicht damit hinaus, stellt sich an und ließe, harmlos kommt ein prachtvolles Hirsch mit hohem Geweih herangeschritten. Der Mann fährt mit dem Gewehr zur Wange — da steht er in den Schatt eingegraben das Herz, aus dem ein Kreuz wächst. Das ist das liebe, traute, alte Zeichen, welches sein Vater so gern in Stad und Stiel seiner Werkzeuge eingegraben hatte.

„Ein Kreuz — der Vater ist auch blutarm gewesen; ein

Herz — er ist ehrlich gelieben. Das Gewehr entfällt der Hand des Mannes, und der Hirsch läuft flink über die Matte hin.

Ein Herz und ein Kreuz! Er hat Weib und Kind und wird sie mit Kräuter- und Wurzelgraben in Gottes Namen ernähren.

Was geschah? Die Hirten thaten sich zusammen und verlagten den Wurzelstecher, daß er den Rasboden ver-würfte. So wurde ihm auch dieses unterjagt, und er ging verloren in den Wäldern umher und wußte nicht, was beghnen.

Ihr fragt, ob ihm nicht doch der liebe Gott begegnet ist mit einem guten Gedanken? Was heißen gute Gedanken dem, der sie nicht ausführen kann! Wohl aber ein anderer Geist trat ihm h'zweilen an, der süßere: Lenz, bist ein Mensch, hast ein Recht an der Welt; hast die Pflicht der Erhaltung gegen die Deinen, aber keine gegen Gallheim, keine gegen die reichen Bauernhöfe draußen, keine gegen den Wanderer, der durchsiden Wald zieht.

„Hinweg!“ rief der Mann in solchen Augenblicken und schlug mit der Faust in die Luft hinein, „ein ehrllicher Mann will ich bleiben. Satra, das will ich sehen, ob ich's nicht durchsetz!“

Er war ein leidenschaftlicher Raucher; für all' seine Mühe und Arbeit war der persönliche Gohn stets ein behagliches Pfeischen. Dieweil er nun keinen Tabak mehr kaufen konnte, bezog er Drogenblätter in Harz und wunderte sich schließlich, wie der Arbeitsmensch so viel Geld ausgeben für ein Ding, das er selber bereiten könne.

Magdale gedieh. Sie war nun sieben Jahre alt, war fleißig und brav, und als Weihnacht heranlam, hoffte sie auf eine gültige Gabe vom Christkind. Vater und Mutter aber lächelten bitter. Das Christkind kommt nicht immer zu den braven, es kommt lieber zu den reichen Leuten.

Der Lenz hatte an dem Tage dravgen beim Kaulen-wirth wohl eine Semmel und ritliche Kapsel erhandelt, um damit die Ehre des heiligen Christ zu zetteln. Aber auch ein Tannenbäumchen soll dazu sein, und Bäcklein dran. So war's früher stets gewesen, und so wurde es von dem geliebten Kindesherzen erwartet.

Der Lenz ist demselben Tag über wieder nicht daheim. Er streift im Walde herum. Der Boden ist steinhart gefroren, das Moos knifert unter den Füßen, die Äste hängen, von Eisanadeln des Nebels frohes belastet, tief herab. Der Lenz wandelt zwischen den unzügligen Bäumen des Waldes. Vor manchem jungen Tannenwipfelchen bleibt er sitzen. „Es wäre schon das rechte,“ murmelt er, „aber — darf ich denn? — Ich dürfte freilich nicht, aber heute schickt mich das Christkind, das diesen Wald ja so reich und hoch hat wachsen lassen. Mein seliger Vater hat viel tausend Bäumlein gepflanzt und gehütet — so kann's doch nicht gehet sein, wenn ich mir ein einzig Stämmchen davon heimtrage für mein Magdale!“

Wit hast fährt er nach seinem Taschenmesser, ein kräftiger Schnitt, und eine zarte Tannentonne ist geknickt. In diesem Augenblicke geht ein berber Juch. Zwei Männer mit Jagdgewehren bewaffnet stehen vor dem Lenz: Gallheim und sein Förster.

„Haben wir dich endlich, Du gottverdammter Wald-frevler!“ rief der Förster. „Schon seit lange werden von böshafter Hand in unseren Wäldern Bäume geknickt. Dieser Lump da thut's!“

„So ho,“ brumnte der Lenz, „nicht noth, daß Ihr mich so anhalt! Ich bin kein Lump, Ihr Herren!“

„Was denn?“ fragte Gallheim. „In böser Absicht hab' ich mein Lebtag kein Zweiglein vom Aß gebrochen.“

„So? Und dieser Wipfel, der weder einen Spatenstiel noch ein Stück Brennholz geht?“

„Zu Gnaden, Herr — für's Kind daheim ein Christ-bäumel.“

„Die Ansrede ist nicht kübel,“ lachte Gallheim, „aber einen erkappten Dieb und Waldfrevler läßt man nicht laufen. Förster, nehmt mit der Duzerker fest; die sichere Kammer wird ihm über die Festtage wohl bekommen.“

Der Lenz zerstampfte den Moosboden. „Schau, Du großer, gestrenger Herr,“ sagte er kritisch, „das Moos ist auch nicht mein eigen, und ich zerreiß es doch. Klag' mich! Die Luft ist auch nicht mein eigen, und die ich ausathme, mußst Du vielleicht wieder einathmen — gnädiger Herr, Du armer Schelm!“

In seinem Herzen löchte Trost und Wuth. Einerseits sah er's, er war ein Dieb; andererseits fühlte er's, es geschah ihm Unrecht. Kein bitteres Wort verlor er mehr. Finstler grub er seinen Blick in den Boden und ließ sich fesseln und davonführen.

Und das Tannenbäumchen blieb liegen auf dem frost-erharrten Boden, und statt der lieblichen Christkindiger glüherten Eisföner an den Zweigen.

Da hat sich an jenem Tage etwas zugetragen, das ganz so ausah, als hätte sich das Christkind für den armen Wäldler ins Mittel legen wollen; das liebe Christ-kind, welches den Reichen wohl glänzende Gaben bescheren mag, es loßt aber doch lieber mit dem Armen hält. Im Arrest hatten seit Langem schon die Spinnen ihre

Webstühle aufgerichtet. In diesem Weihnachts-Abend un- wurden sie durch den Becher-Lenz ein wenig gestört. Der Lenz zerriff sich seinen Bart vor Schmerz und Wuth. Er dachte an sein schufloses Heim, in welchem ihn heute die Seinen vergeblich erwarten würden: das Weib in Furch und Angst, in Verzweiflung; das Kind schluchzend, bis es einschläft — das ist ihre Weihnachtsnacht. Und er, der Lenz, der sich gehütet hat sein Leben lang, daß er ein ehrllicher Mann verbleibe, sitzt jetzt im Gefängniß, was vor ihm der Räuber sah, wo nach ihm der Ströhlch sitzen wird. Das ist seine Weihnachtsnacht!

Fornig ob des Waldfrevlers und befreidigt zugleich, demselben erwünscht zu haben, lehrte Gallheim in sein Herrenhaus zurück. Dort ab er war Wirth und Kammer.

Theobald, der zehnjährige Sohn des Herrn, war, wie gewöhnlich, am Nachmittage auf seinem Schimmel ausge-ritten. Das Haus stammte aus dem zehzthnten Jahr-hundert und besaß eine Waffenkammer, in welcher sich mancherlei Rüstzeug befand. Nur war es heute dem Knaben eingefallen, berel vom Weitaende glätten und pußen zu lassen, daß es glänzte, und an sich zu hängen. So war er mit Beschwoans und Helm und Schwert aus-gezogen. Ein junger Ritter, dachte er an die Turniere und an die Burgräuleute, die er begehen und ersteiten wollte — und das feurige Moß trabte hinaus in den finsternen Wald.

Die übliche Reistunde ging vorüber — Theobald lehrte nicht zurück. Es begann zu schneien, es begann zu dümmern — er lehrte nicht zurück. Als der Schimmel im Hofe die Laternen anzuliete, ramte der Hausmann schmanwend und mit hochstehender Mähne zum Thore herein. Aber auf dem Hofe lag kein Ritter.

Jetzt ging das Entsetzen an. Die Mutter fiel in Ohn-macht. Der Vater schoß planlos umher und war blaß wie die Mutter seines Hauses. Die Dienerschaft stob ver-wirrt durcheinander; das Gefinde jammete über den „lieben, guten jungen gnädigen Herren.“ Die Knechte hrengrat auf Pferden zum Thore hinaus. Der Wächter läutete in seiner Kopslofigkeit die Sturmglode.

Die Frau des Hauses war die Erste, welche wieder zur Besinnung kam. Sie eilte in den Schnee und in die Nacht hinaus; laut und hell rief sie ihr Kind, bis ihr die Stimme verlagte. Durch Heide und Wald trte sie, und wo ein Kreuzb'd stand, da saut sie auf die Knie und rang die Hände.

Herr Gallheim hastete wie ein gebektes Wild über Berg und Thal; das Reich und der Gehlrich, nach denen er sonst so gierig sein Feuerrohr gerührt, hätte er stehend anrufen mögen: „Habt ihr mein Kind nicht gesehen?“ Die Thiere sloßen erschreckt und lugten aus Verstecken hämlich auf ihn hin. In der Finsterniß stolperte Gallheim über ein gebrochenes Bäumchen. Der Tannenwipfel war's, wehwillen der Becher-Lenz im Gefängniß lag. „Auch dieser Mann hat Weib und Kind!“ so rief es in seinem Herzen. Er eilte weiter und stieß in sein Horn.

Die ganze Bewohnerchaft des Herrenhauses irrte im Walde. Der Becher-Lenz war zu dieser Stunde fast der einzige Bewohner im großen Gebäude.

„Das ist eine arge Weihnachtsnacht!“ sagten die Suchenden zu einander. „Wir werden einen traurigen Christtag haben!“ Und sie stießen ins Horn und lauschten; sie feuerten Schüsse ab und horchten vergebens auf ein Gegen-ziehen. Wohl, sie vernahmen Signale, aber als sie denselben zuzugingen, waren es die der anderen Sucher. Keiner hatte eine Spur, Keiner wußte Rath. Endlich begann ein wildes Geföhber; der Sturm rüttelte in den Stämmen und erstädte den Saal der Hömer. Die Schneeflöden tanzten wie rote Sternchen um die Pechlunten; da sagte einer: „Der Herrgott legt schon das Bahrtuch darüber.“

„Das ist eine arge Weihnachtsnacht!“ so seufzte auch das Weib des Lenz im Waldhau. Sie ging von einem Fenster zum andern, eilte bei jedem Geräusch an die Thür — aber er kam nicht.

„Der Vater wird noch zum Christkind zu spät kommen,“ meinte das kleine Magale.

„Weiß Gott,“ antwortete die Mutter halb für sich, „zu spät für das Christkind wird er nicht kommen. Aber so lange ist er mir noch nie ausgeblieben. Wir ist heute den ganzen Tag so bange.“ Herr's ins Bett, Magdale.

Jetzt klopte es ans Fenster. „Gottlob! Gottlob!“

Aber er war's nicht. Ein verpöhter Holzhauser ging vorbei, der rief durch die Scheibe herein: „De, Müdme, was hat er denn angestellt?“

„Wer?“

„Er!“

„Ich weh' nicht, was Ihr meint,“ bersekte das Weib angstvoll. „Di' Müdme wüßte es gar nicht? Na, so sage ich auch nichts. Das Weib wird sein, die Müdme laß mich heut' in ihr warmes Stübchen hinein.“

„Ich laß Niemand ein.“ Mann! Lenz!“ rief sie gegen den Ofenwinkel hin.

\* Aus P. K. Mosegger's „Gesammelten Werken“, mit Erlaubniß von A. Dorn'schen Verlag, Wien. — Die echt volkstümlichen, hübschen, gemüthlichen und humorvollen Schichten P. K. Mosegger's seien unseren Lesern hiermit wieder-holt warm empfohlen.

„Thue dich die Mähme nicht foppen,“ lachte der Holz-  
necht draußen; „der Lenz ist heute nicht daheim und  
kommt auch nicht heim.“

Sie führte zum Fenster hin: „Wißt Ihr was? Wo  
ist er denn?“

„Wir sind sie begegnet,“ berichtete der Holzer, er hat  
den Hut tief im Gesicht gehabt, aber ich habe ihn doch er-  
kannt. Die Hände sind ihm gebunden gewesen.“

Das Weib that einen Aufschrei. Der Holschauer ging  
weiter.

Und so ist anstatt des Christkindes im Waldhause der  
Zimmer eingetret. Vielleicht als Vorbote nur. Wer  
kennt nicht den Untergrund zuckigen Verzweiflung und er-  
gebenen Leides? Wo dem Christkind Herzen entgegen-  
schlagen, da finden böse Gäste kein Tobem.

„Gef' schlafen jetzt!“ sagte die Mutter zum Mädchen.  
Magdale blickte verwundert auf. War denn nicht Christi-  
abend? Das Weib hielt ihr Weinen zurück, das Einzige  
was sie ihrem Kinde thun konnte. Immer und immer  
wieder blies sie in die Glut des Herdes, und es wollte  
nicht brennen; so oft der Span verlosch, war es dem  
Mädchen, als hörte es irgendwo ein Schluchzen. Dann  
fragte es wieder nach dem Vater.

„Er fill!“ gab das Weib endlich unwillig zur Ant-  
wort; bald legte sie weicher hinzu: „Der Vater sucht das  
Christkind und hat sich im Walde verirrt.“

„Er wird es schon finden,“ meinte das Magdale, „das  
Christkind hat ja eine leuchtende Brust und Augenlein wie  
Kartäufelsteine.“

„Freilich,“ versetzte die Mutter. Weiter sagte sie kein  
Wort.

Tiefer und tiefer ging es in die Nacht hinein. Draußen  
rauschte der Wind, und die Fensterwände waren vollgestopft  
mit trübem Schnee. Im weiten Walde ist Klang und  
Freude in dieser heiligen Nacht.

Das Weib des Peches zündete eine rothe Kerze an.  
Wiederholte die Kerze schon geblüht — es war ein  
trüber Klang. Als der Vater des Lenz gestorben war,  
da hatte sie gebracht; als in einer wilden Gewitternacht  
die Wälder vom Schallberge niederfuhr und das grobe  
Wasser gegen dieses Haus tobte, hatte sie gebracht. Die  
rothe Kerze sollte brennen, wenn es einmal nach diesem  
mühevollen Leben der Lenz und sein Weib das Auge  
schließen müßten im Waldhause. Es war die Sterbefolge.  
Und jetzt, da des Hauses letzter Bewohner, der christliche  
Kauf, gestorben war, jetzt brannte sie wieder.

Das Weib kniete vor dem Bilde nieder und betete zum  
Selbst.

Sie betete nicht in wilder Leidenschaft, wie die vor-  
nehme Frau, sie betete mit Geduld; „Ich lege, Du  
heiliges Kind, mein Anliegen in Deine Hände. Wähle  
für mich was Du willst, aber ich will Deine Hände nicht  
verlassen; sie sind die Hände der Gerechtigkeit, die  
den Armen trösten.“

„Ich bin Dein Kind,“ flüsterte das Magdale plötzlich.  
Und hochheilig, es war nicht das Klöpfen des Windes —  
das war ein Pochen an der Thür.

„Gleich erlosch das Weib die Kerze und eilte zu öffnen.  
Ein fremder Knabe stand vor ihr. Ein seltsamer  
Knabe; er hatte eine leuchtende Brust. Die Kinder  
waren voll Schnee, die Lippen voll Eis, die großen Augen  
voll Wasser. Vor Frost zitterte er und hat um  
Hilf.“

„Ist denn kein Mensch bei Dir?“ rief das Weib. „Wißt  
Du allein? So komm, so komm nun!“ Und sie schälte  
den Schnee von seinen Kleidern, aber die Brust blieb  
leuchtend; sie trüdete seine Augen, da glänzten sie wie  
Kartäufel.

„Du liebes Christkind,“ flüsterte das Mädchen, „da setz  
Dich zum Ofen und wärme Dich.“

Und immer wieder fragte das Weib, wo er herläme,  
wer er wäre? Sie schaltete dabei die Hände.

„Ich bin Theobald Gallheim,“ antwortete endlich der  
Knabe. „Ich bin ausgeritten; da sind Wildhühner auf-  
geflogen, das Pferd ist krank geworden und hat mich ab-  
geworfen. Ich bin herumgekommen, bis es finster geworden  
ist. Dann ist der Wind und der Schnee gekommen, und  
ich habe gar nichts mehr gehört und gesehen und bin ge-  
fallen. Bin doch wieder weiter gegangen, und dann habe ich  
das Licht gesehen. Laßt mich liegen in Eurem Hause,  
und thut mir nichts Böses! Mein Vater wird schon  
kommen!“

Das Weib schüttelte ihn, als er das sprach. Das  
Weib hatte Mitleid, ihm die Schuhe von den Füßen zu  
bringen; sie waren schon angefroren. Der Knabe  
ächzte vor Schmerz; die Pecherin legte ihm kaltes Er-  
denkraut auf Hände und Füße, dann brachte sie eine  
warme Suppe und führte den Löffel selbst zu seinem  
Munde.

Das Magdale schlich stehend um den Knaben herum,  
schaute seine zarten Waden und seine schlanken Wangen an  
und seine glänzende Brust und seine Augen. Um dieses  
Christkind, ist es doch richtig wahr, daß Du so viel Räte  
leiden magst!

Das Weib trug von allen drei Betten, die in der Stube  
standen, die besten zusammen und baute damit auf der Ofen-  
bank dem kleinen Gaste ein Lager. Theobald legte sich hin  
und schloß bald die Augen.

Dem geängstigten Weibe war leichter um's Herz gewor-  
den. Ihre war dieser Knabe, der in der Christnacht hilf-  
los zu ihr gekommen, ein gutes Vorbedeutete. Das Magdale,  
das gar nicht schlafen wollte, zerstreute sie mit eifriger  
Achtung die Kerze, die sie zum Licht genommen, und  
schloß die Thür.

„Gleich erlosch das Weib die Kerze und eilte zu öffnen.  
Ein fremder Knabe stand vor ihr. Ein seltsamer  
Knabe; er hatte eine leuchtende Brust. Die Kinder  
waren voll Schnee, die Lippen voll Eis, die großen Augen  
voll Wasser. Vor Frost zitterte er und hat um  
Hilf.“

„Ist denn kein Mensch bei Dir?“ rief das Weib. „Wißt  
Du allein? So komm, so komm nun!“ Und sie schälte  
den Schnee von seinen Kleidern, aber die Brust blieb  
leuchtend; sie trüdete seine Augen, da glänzten sie wie  
Kartäufel.

„Du liebes Christkind,“ flüsterte das Mädchen, „da setz  
Dich zum Ofen und wärme Dich.“

Und immer wieder fragte das Weib, wo er herläme,  
wer er wäre? Sie schaltete dabei die Hände.

„Ich bin Theobald Gallheim,“ antwortete endlich der  
Knabe. „Ich bin ausgeritten; da sind Wildhühner auf-  
geflogen, das Pferd ist krank geworden und hat mich ab-  
geworfen. Ich bin herumgekommen, bis es finster geworden  
ist. Dann ist der Wind und der Schnee gekommen, und  
ich habe gar nichts mehr gehört und gesehen und bin ge-  
fallen. Bin doch wieder weiter gegangen, und dann habe ich  
das Licht gesehen. Laßt mich liegen in Eurem Hause,  
und thut mir nichts Böses! Mein Vater wird schon  
kommen!“

Das Weib schüttelte ihn, als er das sprach. Das  
Weib hatte Mitleid, ihm die Schuhe von den Füßen zu  
bringen; sie waren schon angefroren. Der Knabe  
ächzte vor Schmerz; die Pecherin legte ihm kaltes Er-  
denkraut auf Hände und Füße, dann brachte sie eine  
warme Suppe und führte den Löffel selbst zu seinem  
Munde.

Das Magdale schlich stehend um den Knaben herum,  
schaute seine zarten Waden und seine schlanken Wangen an  
und seine glänzende Brust und seine Augen. Um dieses  
Christkind, ist es doch richtig wahr, daß Du so viel Räte  
leiden magst!

Das Weib trug von allen drei Betten, die in der Stube  
standen, die besten zusammen und baute damit auf der Ofen-  
bank dem kleinen Gaste ein Lager. Theobald legte sich hin  
und schloß bald die Augen.

Dem geängstigten Weibe war leichter um's Herz gewor-  
den. Ihre war dieser Knabe, der in der Christnacht hilf-  
los zu ihr gekommen, ein gutes Vorbedeutete. Das Magdale,  
das gar nicht schlafen wollte, zerstreute sie mit eifriger  
Achtung die Kerze, die sie zum Licht genommen, und  
schloß die Thür.

„Gleich erlosch das Weib die Kerze und eilte zu öffnen.  
Ein fremder Knabe stand vor ihr. Ein seltsamer  
Knabe; er hatte eine leuchtende Brust. Die Kinder  
waren voll Schnee, die Lippen voll Eis, die großen Augen  
voll Wasser. Vor Frost zitterte er und hat um  
Hilf.“

„Ist denn kein Mensch bei Dir?“ rief das Weib. „Wißt  
Du allein? So komm, so komm nun!“ Und sie schälte  
den Schnee von seinen Kleidern, aber die Brust blieb  
leuchtend; sie trüdete seine Augen, da glänzten sie wie  
Kartäufel.

„Ach, wie 'rirt das göttlich Kind,  
Wie geht nicht aus und ein der Wind —  
Es liegt auf Heu und Stroh.  
Er, wenn ich nur das Hüterel hätt,  
Das dort um' im Dörfel steht,  
Wie wär' ich doch so froh!  
Ich nähm' die Mutter mit dem Kind,  
Thät's führen in mein Häusel g'hönd!“

Dabei unterbrach sich die Sängerin und horchte auf den  
Athem des Schlämmernd; und das Magdale saß daneben  
und faltete die kleinen Hände.

Gellender Waldhornschall schlug an die Wände der Hütte.  
Dem Weibe blies der Ton in der Kehle stecken. Draußen  
flüsterten schwere Töne, die Thür ging auf, über und über  
beschnittene Männer traten herein, unter ihnen eine stattliche  
Frau.

Die Pecherin that einen stehenden Blick auf die Ein-  
tretenden, legte den Finger auf den Mund und wies  
auf den schlafenden Knaben. Paum aber erblickte diesen  
die eintretende Frau, als sie mit einem Fingerschrei auf  
den Schläfer zuflüchte. Dr. Knabe fuhr empor und  
blüete um sich. Und als er in dieser düsteren Hütte  
sah und seine Mutter sah, da zuckten seine rothen  
Lippen.

Gleich wurde auf dem Schallberge ein großes Feuer  
angezündet: hoch empor und weithin durchdrang der  
Schein die Nebel und das Schneegelöber. Gallheim,  
der reiche Mann, hatte wohl in seinem Leben einen so  
glücklichen Christabend nicht gesehen, als diese Feuerfäule  
war, die im Verlaufe, daß sein Kind lebte.

Er ist gekommen!

So kamen sie nun Alle hier zusammen, und noch nie  
hatte das kleine Haus im Walde so viele und so fröhliche  
Gäste gesehen, als in dieser Nacht.

Dem reichen Manne barst schier das Herz. Da lag er  
seinen Sohn so liebevoll gehalten von der Familie Dessen,  
den er heute —

Er dachte es nicht aus. Den schnellsten Reiter  
sandte er nach dem Herrenhause, um die eiserne Thür zu  
öffnen.

Sie waren Alle noch beklommen, als der Lenz in  
einem vornehmen Wagen, bespannt mit zwei Klappen, an-  
gefahren kam.

Zur Stunde ging schon der Morgen auf.  
„So geht es nicht allzu selten auf dieser Welt,“ sagte  
Gallheim in tiefem Ernst zum Pecher. „Die Nacht in  
der Hand eines lebensschafflichen Menschen ist wie das  
Messer in der Hand eines Kindes. Lenz, ich habe Dir  
Unrecht gethan! Hier sehe ich Dein Weib, Dein Kind, denen  
Du das Christkindchen hast aufstellen wollen. Verzeiht  
mir! Verzeiht mir alle Drei! Ich will es gut zu machen  
tragen.“

Er sprach dem Pecher die Reiterstelle im großen Fel-  
berhofe zu.

Der Lenz war wacker. Er schüttelte den struppigen  
Kopf; der Fehelhof wäre ihm zu groß.

„Zu groß!“ lachten die Leute, „das sollte ein Mann-  
Leute, wie Ihr einer seid, niemals sagen. Man's Ander-  
ere wäre froh, könnte er seine Familie ohne Sorgen wach-  
sen lassen, wie der Will.“

„Was nicht fort von da,“ sagte der Lenz tonlos, „wollt  
mir lieber das Pechhaden wieder erlaubt sein.“

„Das Pechhaden, Lenz, das thut Euch schleht und den  
Bäumen nicht gut,“ versetzte Gallheim. „Aber die Pecher's-  
le wird frei, und so Christkindchen für Eure Nachkommen-  
schaft haltet von heute an dreißig Tode Waldgrund als  
Euer eigen. Dann, Hofbetreter, wollen wir wieder gut  
sein.“

„Ich bin nicht böi,“ sagte der Lenz, „ich wollte  
den Herrn nur geben haben, daß er's hier vor meinem  
Weib und vor meinem Kind laut thät!“ sagen, daß ich  
nicht schuldiger Weib' eingeperrt worden bin.“

Gallheim sah mit beiden Händen des Anderen  
Rechte und rief: „Lenz, Ihr seid ein brauer Mann!“

Und so ist das Christkind doch noch in die Hütte der  
Pecher'stute gekommen.

### Der Teufel als Zimmerherr.

Es war im September 1831, als sich ein kleiner fei-  
gelebter Herr beim Portier eines Hauses nächst der  
Magdalenenstraße in Paris nach einem Zimmer erkundigte.  
Der Portier schilderte ihm begeistert alle Schönheiten seiner  
vier Plätze, aber der Fremde nahm keine Notiz davon,  
sondern begeherte eine Dachkammer. Erkant stellte ihm  
der Portier eine solche zur Verfügung, nicht ohne die Be-  
merkung, daß dort der Wind überall durchpfeife und der  
Zug sehr heftig sei. Kurz und harisch acceptirte der Fremde  
die Kalamität, ging fort und kam in einer Stunde wieder  
mit einem Diensthmann zurück, der einen großen, unheim-  
lichen, schwarzen Geholzfass trug, den er in der Dach-  
kammer niederlegte.

Mit einem leichten Grinsen wandte sich der Portier  
an den Diensthmann mit der Frage, was wohl in dem  
Kasten jeta möge? Der jedoch zuckte die Achseln und  
sagte, er wisse es nicht. In diesem Augenblick kam der  
Zimmerherr wieder zur Hand herein. Mit einer wahren  
Mephistostimme fuhr er dem Portier an: „Ich empfangen  
hier von Niemand Besuche als von einem Manne in  
den vierziger Jahren, von hoher Statur und impontren-  
dem Aussehen, verstanden? Für alle Sterblichen bin ich  
unsichtbar!“

Sprach's und warf die Kammerfür in's Schloß, daß  
die Fenster zitterten. — Zagend stielte der Portier zu  
seiner Ehehälfte, und theilte ihr die Vermuthung mit,  
daß in dem unheimlichen schwarzen Kasten jedenfalls ein  
Beigam versteckt sei. Was war zu thun? — Auf

die Polizei laufen? Oder sich um Nichts zu kümmern?  
— Inzwischen klingelte der Fremde und verlangte ein  
Glas Wasser, welche Gelegenheit der Portier benützte,  
nach dem Namen des künftigen Besuchers zu fragen. „Einen  
Namen kann ich Ihnen nicht nennen,“ brumnte hoch der  
der sonderbare Zimmerherr, „aber eine Parole will ich geben,  
nämlich: Geh zum Teufel!“

Der Portier hatte genug. Seltsam blühte er in  
seine Stube, als es plötzlich am Hausthor läutete, und  
sich der beschriebene Besucher, die menschenunähnliche Parole  
gebend, zeigte. War dem armen Hausverwalter sein  
Mietzerr schon sehr verdächtig, so wich er vor dem Neu-  
ankommenden voll Entsetzen zurück, denn dieser war  
Mephisto an persono: Lang und hager, mit schwarzen  
Augenbrauen und stehenden Augen, in schwarzen Mantel  
gehüllt, stand er da und knurte den Portier an, der  
ihn zitternd zu streuen „Kollegen“ in die Dachkammer  
führte. Dort hin kam nun der Neuankommene alle  
Lage, und dort führten sie zusammen Gefänge auf, welche  
alle von Teufeln, Hölle und bösen Geistern handelten, so  
daß dem Hausmeister die Haare ununterbrochen zu Berge  
standen.

Eine unbesiegbliche Neugier bemächtigte sich nun des Por-  
tiers. Er schlich sich stets wie eine Kage über die Treppe  
und horchte an der Thür der Unbekannten. So vernahm er  
einmal nachfolgendes Gespräch.

„Muth, Satin, vorwärts!“ — „Du hast leicht  
„Muth“ sagen; ein Teufel zu werden ist nicht leicht!“  
— „Muth, sage ich Dir! es ist schön, Teufel zu sein,  
als man glaubt. Alle Geister der Hölle müssen wir  
werden!“

In diesem angenehmen Tone ging es fort. Der Por-  
tier kam freudig in seine Stube, nahm Hut und Stock  
— und rannte zur Polizei.

Nach einer Stunde klopfte es an der Thür der Un-  
bekannten. „Oeffnen Sie im Namen des Geistes!“  
— Die Fremden gehorchten, aber ihre Augen schimmer-  
ten doch grünlich vor dämonischer Erregung, und  
der Portier verbarg sich ganz hinten am Ende des  
Zuges.

„Ihre Namen?“ — „Giacomo Meyerbeer.“ —  
„Nikolaus Prosper Beauvois, erster Bass der großen  
Oper.“

Erkaut verbeugten sich die Polizeibeamten und er-  
klärten, was sie hierher führte.

Allgemeine Senation.

„Wir arbeiten an meiner Oper „Robert der Teufel“,  
sagte Meyerbeer.

„Aber was ist in der schwarzen Kiste,“ hauchte schau-  
bend der Portier.

Meyerbeer öffnete sie lächelnd, indes der Hausverwalter  
zähneklappernd zur Thür hinausprang, dort aber voll  
Gruseln zur Spalte hinneigte.

Der Kasten enthielt die Noten zur Oper: „Robert der  
Teufel.“

### Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Ein hervorragendes Mitglied des Lehrkörpers der Berliner  
Hochschule, Professor Dr. Leopold Kronecker, ist gestorben,  
nachdem er kaum das 68. Lebensjahr vollendet hatte, einer  
Lungenentzündung zum Opfer gefallen. Kronecker war der  
Sohn der Berliner Mathematiker, nachdem seine großen Vor-  
gänger Kammer und Weierstrass aus dem Leben geschieden  
waren. Zu seinen Lehren lagen ihm alle bedeutendsten Mathe-  
matiker der Zeit und zahlreiche Lehrer an den höheren  
Schulen des Landes. Vorträge und Seminare waren haupt-  
sächlich die Lehren des jungen Studenten, der am 7. December  
1826 in Breslau geboren, sich von Anfang an der Mathematik  
zuwandte und im Jahre 1845 in Berlin in Breslau und Bonn  
oblag. Im Jahre 1845 promovierte Kronecker mit einer später  
vielfach ausgezeichneten Arbeit über die „Körperlichen Einheiten“,  
in welcher er sich die Aufgabe stellte, die Theorie der  
„Wissenschaften“, 1851 benannte er Vorlesungen an der Berliner  
Hochschule zu halten und wurde 1853 zum ordentlichen Pro-  
fessor ernannt. Gegenstände der höheren Mathematik, der  
Algebra und Analysis hat er in zahlreichen Abhandlungen be-  
handelt, die zum Theil in den Sitzungsberichten der Akademie  
der Wissenschaften erschienen.

Berliner Diensthboten. Die Berliner Mädchen für  
Alles haben in der letzten Zeit sich eine wenig rühmliche  
Stellung erworben, da aus ihrem Kreise eine Reihe ausge-  
zeichnete Verbrecherrinnen hervorgegangen sind. Ihre löstigen  
Winkel sind bekannt, und die Klagen der Hausfrauen über die  
Dienstboten allgemein. Zu wie weit diese herabgedrückt sind,  
zeigt ein recht geschickter Aufsatz über „Berliner Diensthboten“  
im neunten Heft von „Zur Guten Stunde“ (Berlin W. 57,  
Deutsches Verlagshaus Wagn u. Co.). Zu dem von Paul  
Dobert verfaßten Artikel wird die Dienstbotentage nach beiden  
Seiten hin unangenehm beleuchtet und jedes für und wider  
erwogen. Der Aufsatz ist mit einer Anzahl von charakteristischen,  
zum Theil in Formgedicht ausgeführten Bildern aus dem mo-  
dernem Diensthöfchen geschmückt. Ein anderer sehr bemerkens-  
werther Aufsatz desselben Heftes ist „An Karle“ von J. Hoo-  
brecht; der berühmte Alpenführer zeigt hier eine Dar-  
stellung seiner eigenartigen unterirdischen Geistes- und Hölle-  
welt, welche an der Grenze Italiens und Oesterreichs sich be-  
findet. Auch dieser Aufsatz hat interessante farbenprächtige  
Bilder. Dr. Rabe plant über die „Ernährung des Menschen“  
und gibt beachtenswerthe Mittheilungen über die Speisen und das  
Gessen. Ferner liegt das zweite Heft vor, das als Weihnachts-  
heft von „Zur Guten Stunde“ ausgearbeitet ist und u. A. einen  
sehr hübsch und wahrheitsgemäß illustrierten Aufsatz „Allerhand  
süße Geheimnisse“ von Georg Redies enthält. Jedemwies  
bringen die Artikel: Das neue kunsthistorische Museum in Wien,  
Das Circuskarneval, Wiener Theaterkritik etc. Zu den beiden  
festlichen Romanen „Emory“ von Ida Vogt und „Somni-  
danten“ von Reinhold Zeeman tritt in diesen Heften eine  
neue interessante Arbeit der beliebten Schriftstellerin „F. Fer-  
er: „Eine untergehende Sonne“ beisteilt. So bieten die „Zur Guten  
Sunde“ nach dieser Hinsicht einen großen Reichthum dar, während der  
illuminirte Schmuck von künstlerischer Vollendung ist und zeigt,  
wie die Arbeit und Beilg in dem Bestreben nicht müde werden,  
ihrem Glanze den Platz an der Spitze der deutschen Familien-  
blätter, den es sich erungen hat, immer mehr zu befestigen.  
Preis des Vierteljahrsheftes 40 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Fersmann.